

Vom Glauben

Von Dr. Uta R a n k e - H e i n e m a n n, Essen

Zwei Wahrheiten lehrt uns das Christentum über den Menschen: seine Größe und sein Elend, um mit Pascal zu reden. Seine Größe, die darin besteht, daß er zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen wurde, sein Elend, daß er dieser Gemeinschaft unwürdig geworden ist. Am Anfang der Menschheitsgeschichte — durch Gräber und Kulturreste nicht feststellbar, wohl aber durch eine eigentümliche Unordnung des menschlichen Zustandes angedeutet und durch die Offenbarung klar bezeugt —, am Anfang der Menschheitsgeschichte geschah ein Sturz, ein Abfall, ein großes Versagen.

Dieses Versagen bestand in der Absage des Geschöpfes an den Schöpfer, in dem Willen des Menschen, in sich selbst begründet zu sein und sich selbst zum Ziel zu haben, in dem Verweigern des Dankes gegen Gott. Am Anfang der Menschheitsgeschichte steht diese Abneigung des Menschen gegen Gott und die Zuneigung zu sich selbst, diese *aversio a deo et conversio ad creaturas*, dieser unerklärliche Hochmut des Geschöpfes, das Gott nicht als Gott anerkennen und sich ihm nicht schulden will. Die eigentliche Sünde des Menschen ist seine hochmütige Undankbarkeit, das Sichverlassen des Menschen auf sich selbst, indem er nicht mehr in Gott seine letzte Geborgenheit findet, sondern in sich selbst einen Reichtum aufzustellen sucht, der ihm seinen Stand, seine Sicherheit, sein Ansehen, seine Geltung und damit das eigentliche Lebensfundament verschafft. Die *Geltungssucht* ist die Grundhaltung des von Gott abgefallenen und immer nur sich selbst zufallenden Menschen (R. Bultmann). Und alles weitere Verschulden und Versagen des Lebens ist nur die Entfaltung dieser Hingabe des Menschen an sich selbst als den letzten Grund seines Daseins. Die eine Sünde entfaltet sich in den vielen Sünden.

Die Weise dieser Selbstbegründung ist bei den einzelnen Menschen durchaus verschieden, sie reicht von den niedrigsten bis zu den sublimsten Selbsterbauungen. So gründet sich der eine auf seinen Reichtum, der andere auf seine Herkunft, der eine auf seine Schönheit, der andere auf sein Wissen. Der Zusammenstoß Jesu mit den Juden betrifft eine typische und vielleicht die bedeutsamste Weise der Selbsterbauung, nämlich auf der eigenen Leistung. Die Sucht, durch Leistung Geltung zu gewinnen, ist eine allgemein menschliche, sie fand im Judentum ihre klassische Ausprägung. „Zu einigen“, schreibt Lukas, „die sich voll Selbstvertrauen für gerecht hielten und die anderen verachteten, sprach Jesus folgendes Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten. Der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder wie dieser Zöllner da. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich erwerbe“ (Lk 18, 9-12). Hier wird das Religiöse als ein Wertkodex, als eine sittliche Norm, nicht als personale Beziehung zu Gott gesehen. Der Akzent liegt auf der eigenen Leistung, der Mensch hat sein Fundament in sich, findet in sich selbst die Basis seines Lebens. Die Selbstgerechtigkeit ist es,

die ihn trotz seiner Werke, ja gerade in seinen Werken von Gott trennt, weil sie ihn nie wirklich zu Gott, sondern immer nur zu sich selbst kommen und so das Gute, das in der Hingabe an Gott besteht, nicht zustande bringen läßt. Auch der Kampf des Völkerapostels Paulus mit seinem eigenen Volk geht gegen diese geheime Selbsterbauung im Vollziehen des Gebotenen. Sein Kampf geht nicht gegen die Werke als solche, wie manchesmal fälschlicherweise angenommen wird, sondern gegen die auch in den Werken mögliche Ablehnung Gottes, weil Selbstbegründung des Menschen.

Rühmt sich der Jude, dem die Wirklichkeit Gottes noch unerschütterlich feststeht, seiner Tüchtigkeit und Leistung vor Gott, so spricht sich beim modernen Menschen, dem das Dasein Gottes fragwürdig geworden ist, diese Selbstsicherheit nicht mehr in Form des Gebetes aus und bezieht sich nicht mehr vor allem auf die Erfüllung des göttlichen Gesetzes. An die Stelle des Moralisten aus Geltungsbedürfnis tritt der Aktivist aus Geltungsdrang, denn auch der moderne Mensch gründet sich wie der Jude vorwiegend auf seine Leistung und Tüchtigkeit. Das moderne Leben weiß sich so gefährdet, daß es — soweit ihm kein Besitz, kein Erbe, keine Herkunft mehr sicher genug sind, um sich darauf zu stellen — in persönlichen Leistungen und Rekorde seine letzte Selbstsicherheit, sein eigentliches Lebensfundament sich zu verschaffen sucht. Sowohl der selbstgerechte Jude, der Gott seine guten Werke in Rechnung stellt, die dieser zu addieren und zu quittieren hat, als auch der moderne Leistungsstolze, der Gott nicht nötig hat, existieren letztlich aus ihrem eigenen Vollbringen. Ihr Gott ist ihre Leistung.

Neben dem Typ des sich auf seine Leistung gründenden Menschen begegnet uns im Neuen Testament und auch heute der Mensch, der seine Sicherheit, sein Ansehen, sein Fundament aus seinem Denken holt. Rühmen sich die Juden ihrer moralischen Leistung, so die Griechen ihrer Weisheit. Die eine große Auseinandersetzung des Christentums vollzog sich mit den Juden: hier ging es um das Verhältnis von Glaube und Werken. Die andere große Auseinandersetzung vollzog sich mit den Griechen, als durch Paulus das Christentum mit dem Hellenismus in Berührung kam. Hier ging es um das Verhältnis von Glaube und Erkenntnis. Dankt der Pharisäer Gott, daß er nicht ist wie dieser sündige Zöllner, so dankt der Grieche der Schicksalsgöttin, daß er nicht Barbar, sondern Grieche, d. h. daß er nicht ein Ungebildeter, sondern ein Gebildeter ist. Das Geltungsbedürfnis als die Grundbewegung des von Gott abfallenden und immer nur sich selbst zufallenden Menschen nimmt hier die Form des intellektuellen Hochmuts an. In seiner Auseinandersetzung mit den Griechen bekämpft der Apostel nicht Erkenntnis und Weisheit als solche, sowenig er gegenüber den Juden die Werke als solche bekämpfte. Sondern wie die Gerechtigkeit der Pharisäer letztlich Ungerechtigkeit war, weil sie in Geltungssucht das Gute, das nur von Gott her geschieht, ohne Gott zustande bringen wollte, so war die Weisheit der Griechen letztlich Torheit vor Gott, weil und insofern sie in Selbstbezogenheit die Wahrheit nicht erkannte (vgl. 1 Kor 1, 20 f.). Wie die Selbstsucht das gute Werk vereitelt, so macht sie auch wahre Erkenntnis unmöglich. Es ist eine der wesentlichsten Aussagen des Apostels Paulus in seiner Auseinandersetzung mit dem Griechentum, daß es die Erkenntnis beeinträchtigt, wenn das Herz des Menschen von

einer fundamentalen Undankbarkeit beherrscht wird (Röm 1, 21 ff.). Eine solche Aussage geht über alle vorausliegende Tradition hinaus. Im gleichen Sinne spricht Augustinus vom Herzen als der Einheit von intellectus und amor und Pascal von einer *raison du cœur*. Uns Heutigen, die wir der Meinung sind, die Erkenntnis der Wahrheit sei nur eine Sache des Verstandes, ist dieser Zusammenhang zwischen Herz und Vernunft aus dem Bewußtsein geschwunden. Der gefallene Mensch vollzieht in seinem Erkennen nicht mehr, wie der Apostel Röm 1, 21 ff. ausführt, die Anerkennung Gottes als des Schöpfers. Er verweigert Gott in seinem Herzen den Dank und die Verherrlichung, und diese Undankbarkeit verfinstert dann auch seine Erkenntnis. Sein Wille schaltet sich trübend in sein Erkennen ein. Durch die Abneigung gegen Gott und die Zuneigung zu sich selbst wird der Mensch des wahren Sehens beraubt. Von Gott abgekehrt, steht er sich selbst im Licht. Alles wird nur noch aus der Dunkelheit des Herzen begriffen. Die Dinge werden nicht mehr so wahrgenommen, wie sie sind, sondern wie sie sich unter Voraussetzung des auf sich selbst gebeugten Blickes darbieten. Ein *homo incurvatus* ist der gefallene Mensch (Augustinus, Anselm). Der Geist des Menschen ist durch die Abneigung des Herzens befangen. Die Welt wird nicht mehr in der Wahrheit Gottes begriffen, sondern nur noch in der falschen Deutung des sich Gott nicht schulden wollenden Menschen. Der gefallene Mensch hat in seinem unerklärlichen Willen, sich Gott nicht verdanken zu wollen, den Weg von der Erkenntnis zur Anerkennung Gottes nicht durchgehalten und damit auch die Erkenntnis verloren. Gott wird nur dann als die höchste Wahrheit des Verstandes erkannt, wenn er auch als das letzte Ziel des Willens gewollt wird. Von Gott abgewandt denkt der Mensch in seinem Denken nur sich selbst, weiß er in seinem Wissen nur von sich. So gründet er sein Denken auf sich selbst und sich selbst auf sein Denken. Der wahre Grund alles Seins ist ihm verborgen. Die Selbsterbauung des Gebildeten aus dem eigenen Denken, wie sie sich klassisch im Griechentum verwirklichte, begegnet zu allen Zeiten. Die philosophischen Verächter, die damals Paulus auf dem Areopag den Rücken kehrten, verachten auch heute noch die Torheit des Christentums.

Der Leistungsstolz und der Wissensstolz sind dabei nur zwei Arten menschlicher Selbstbegründung und damit menschlicher Verlorenheit. Denn der Mensch, der in den vielfältigen Weisen seines Selbstvertrauens immer nur sich selbst zufällt und sich selber findet, hat Gott verloren und verfällt dem Elend und dem Tod. In der Selbsterhebung und Selbstvergöttlichung des Menschen vollzog sich sein tiefster Fall. Anselm v. Canterbury schreibt im Proslogion: „Elendes Los des Menschen. der das verloren hat, wozu er geschaffen ist. Verloren hat er die Seligkeit, zu der er bestimmt ist, gefunden hat er das Elend, zu dem er nicht bestimmt ist“.

Aber mitten in diesem Verfall des menschlichen Daseins wird dem Menschen noch einmal die Entscheidung vorgelegt. Mitten im Tod wird ihm noch einmal die Möglichkeit, wirklich zu leben, von Gott eröffnet. Noch einmal wird ihm das Leben als reine Gabe, als reines Geschenk angeboten. Im Zentrum der adamitischen Geschichte ergeht in der Fülle der Zeiten der Appell Gottes an den Menschen, seine Selbstbegründung aufzugeben und das Leben wieder als Gabe der Gnade zu empfangen, die Selbstgerechtigkeit zu verlassen und die Gerechtigkeit Gottes anzunehmen, die

eigenmächtige Weisheit als Torheit zu erkennen und die Wahrheit Gottes hinzunehmen, allen eigenen Reichtum abzustreifen und Gott als seinen Schöpfer und Vater anzuerkennen und zu preisen. Die danklose Existenz des selbstsicheren Menschen wird von Gott noch einmal mit einem Geschenk überschüttet, über das hinaus es kein größeres Geschenk mehr gibt. „Wenn Gott seinen eigenen Sohn nicht geschont hat, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat, wie hat er uns in ihm nicht alles geschenkt?“ fragt der Apostel (Röm 8, 32). In der Menschwerdung Christi ist nichts Geringeres geschehen, als daß Gott selbst sich dem Menschen hingeschenkt hat, der Schöpfer dem Geschöpf, der Unsterbliche dem Sterblichen, der Ewige dem Vergänglichen, der Selbstlose dem Selbstsüchtigen. Damit ist an das sich selbst suchende Dasein die Frage gestellt, ob es in einem radikalen Sinn umkehren, ob es den Grund seines Seins nicht mehr in sich selbst, sondern in der Gabe Gottes in Christus finden will. „Selig sind die Armen im Geist“, mit diesen Worten eröffnet Jesus seine große Bergpredigt. Kein Wort der Schrift ist so viel belächelt worden, ist so vielen Mißverständnissen anheimgefallen wie dieser Satz: „Selig sind die Armen im Geist, denn ihrer ist das Himmelreich“. Dennoch handelt es sich hier in der ersten Seligpreisung unseres Herrn um die fundamentale Wahrheit des Christentums. Die Voraussetzung für das Eingehen in das Himmelreich ist die Armut, die der selbstsichere Mensch aus sich nicht hat, sondern die ihm durch den Heiligen Geist geschenkt wird. (Wörtlich: „Selig sind die Armen *durch* den Geist“.) Gemeint ist das völlige Leersein für Gottes Gabe, das Sichbegeben in die totale Abhängigkeit, in das völlige Angewiesensein auf Gott. Seliggepriesen werden die, die in sich nichts vorfinden, worauf sie sich gründen, die die Armut annehmen, die darin besteht, alles von Gott zu erwarten. Und dieses Entgegennehmen unendlichen Geschenks, diese radikale Umkehr des selbstherrlichen Ursprungs ist der Glaube. Im Glauben, der das Geschenk Gottes in Christus ergreift, geschieht die Wendung des seit dem Fall Adams in Undank und Abneigung gegen Gott sich selbst zufallenden und sich selbst sichernden Menschen. Im Glauben lebt der Mensch wieder aus und zu Gott und weiß, daß er nicht in sich selbst, sondern nur in Gott die Geborgenheit und Sicherheit, die Geltung und das letzte Lebensfundament und letzte Lebensziel finden kann. Im Glauben, der das Geschenk Gottes in Christus ergreift, eröffnet sich die Existenz des von sich selbst gelösten, weil in der verzeihenden Liebe Christi geborgenen Menschen. Im Glauben zerbricht der Mensch sein luziferisches Selbstvertrauen und gibt sich in Demut und Dankbarkeit Gott hin. So stellt der Glaube das mit Adam verlorene ursprüngliche Dasein wieder her.

Das große Beispiel des Glaubens ist Abraham, der Vater aller Glaubenden. Abrahams Glaube inmitten einer Welt des Abfalls und der Apotheose des Irdischen ist schon ein Hinweis auf den christlichen Glauben, findet im Glauben an Christus nur seine Vollendung. Nie hat Gott in seiner Treue den verlorenen und sich selbst verfallenen Menschen verlassen, und immer war für den Menschen die Weise, sich Gott zu nahen, der Glaube. So ist im Handeln Gottes mit der Menschheit, das in der Menschwerdung Christi sein Zentrum und seine letzte Vollendung erfährt, von Anfang an alles auf den Glauben ausgerichtet. Bei der Erwählung Israels in Abraham geht schon alles um den Glauben. „Gott führte Abraham hinaus ins Freie und

sprach zu ihm: Blicke auf zum Himmel und zähle die Sterne, wenn du es kannst. So zahlreich wird deine Nachkommenschaft sein. Abraham aber glaubte dem Herrn und dieser rechnete es ihm zur Gerechtigkeit an“ (Gen 15, 5 f.). Das Versagen der Juden bestand darin, daß sie nicht auf dem Fundament Abrahams weiterbauten, sondern immer mehr in selbstgerechten Leistungen ihre Stellung vor Gott erstrebten. Nicht die Juden sind Abrahams Glauben nachgefolgt, sondern die Christen. In seinem Brief an die Römer beschreibt der Völkerapostel Paulus diesen Glauben Abrahams als Vorbild des christlichen Glaubens. „Abraham glaubte an den toten-erweckenden Gott, der das Nichtseiende ruft, so daß es Seiendes ist“ (4, 17). Der Glaube wird hier 1. hinsichtlich seines Gegenüber gekennzeichnet. Indem Abraham an den Gott glaubt, der ihm im erstorbenen Leib noch Nachkommenschaft erwecken wird, glaubt er an den erlösenden Gott, an den Gott, der Totes nicht tot läßt, sondern Totes lebendig macht, an den Gott, der aus dem Verfall neues Leben schafft. „Abraham glaubte gegen Hoffnung auf Grund von Hoffnung“ (4, 18), fährt der Apostel fort. Der Glaube wird hier 2. hinsichtlich seiner Paradoxie gekennzeichnet. Gegen Hoffnung, d. h. gegen alle Hoffnung und Überzeugung, die das Sichtbare und Berechenbare gewährt, also auch gegen alle Hoffnungslosigkeit, die es bereitet. Gegen diese menschliche Hoffnung glaubte Abraham, denn das Sichtbare gab ihm als Verblühtes und Erstorbenes keinerlei Hoffnung auf Nachkommenschaft. Auf Grund von Hoffnung glaubte er, auf Grund der Hoffnung, die ihm die bloße Zusage Gottes gewährte. Glaubte man, so gehorcht man entgegen dem Sichaufrängen der sichtbaren Wirklichkeit dem völlig uneinsichtigen Anspruch einer Wirklichkeit, die allein auf die Zusage Gottes fundiert ist. Der Glaubende gründet sich auf die Verheißung Gottes, die im Widerspruch steht zu aller vor Augen liegenden Hoffnungslosigkeit. „Abraham betrachtete seinen erstorbenen Leib, er war 100 Jahre alt, und er sah den erstorbenen Mutterleib Saras“ (4, 19). Der Glaube wird hier 3. hinsichtlich seiner Illusionslosigkeit gekennzeichnet. Der Glaube sieht nicht vorbei an den menschlichen Verhältnissen. Abraham sah illusionslos die Tatsachen, faßte sie nüchtern ins Auge. Nicht dadurch wird im Glaubenden der Zweifel erstickt, daß er den Blick von der menschlichen Wirklichkeit abwendet, sondern daß er hinter ihr und durch sie hindurch die Zusage Gottes vernimmt. „Abraham gab Gott die Ehre, indem er erfüllt davon war, daß Gott das, was er verheißen hat, auch fähig ist zu tun“ (4, 21). Der Glaube wird hier 4. hinsichtlich seiner personalen Hingabe gekennzeichnet. Der Glaubende löst sich von sich selbst, um in der völligen Gewißheit der Treue Gottes zu seiner Zusage und der Allmacht Gottes, diese Zusage zu erfüllen, um in dieser Gewißheit Gott den Lobpreis und die Ehre zu geben. Damit ist der Glaube das Gegenteil des Selbstvertrauens, der Selbsterbauung, der Selbstsicherung, der Selbstbegründung des Lebens. „Darum wurde es ihm auch zur Gerechtigkeit angerechnet“ (4, 22). Der Glaube wird hier 5. hinsichtlich seiner Wirkung gekennzeichnet. Im Glauben geschieht die Rechtfertigung des Menschen, d. h. im Glauben wird sein Leben wieder ein gerechtes Leben, ein Leben des rechten Verhältnisses zu Gott, ein Leben, in dem der Mensch sein stolzes Selbstvertrauen aufgibt und so wieder die Demut erlangt, die ihn für Gott öffnet, der Teilnahme an Gottes reichem Sein fähig macht.

Aber Abraham ist ja nur eine vorausweisende Gestalt, ein Typos. „Das ist nicht allein um seinetwillen in die Schrift gekommen, daß es ihm angerechnet wurde, sondern auch um unseretwillen, denen der Glaube an den, der unseren Herrn Jesus Christus von den Toten auferweckt hat, angerechnet werden soll“ (4, 23 f.). Unser Glaube ist einerseits durch den Glauben Abrahams schon vorgebildet, aber so sehr er der formalen Struktur nach dem Glauben Abrahams gleicht, geht er doch über ihn hinaus. Er ist wie der Glaube Abrahams ein Glaube an den totenerweckenden Gott, aber darin zugleich ein Glaube an den Gott, der von den Toten auferweckt hat, nämlich Christus. Der christliche Glaube ist nicht mehr primär Glaube an eine Zusage, wie der Glaube Abrahams, sondern primär Glaube an die in Christus und seiner Auferstehung von den Toten *eingelöste* Zusage. Der christliche Glaube ist also nicht mehr nur Zuversicht wie der alttestamentliche Glaube, sondern ein Glaube, der bestimmte Tatsachen anerkennt, ein Glaube, der das Evangelium annimmt, ein dogmatischer Glaube. Das Neue Testament unterscheidet sich vom Alten Testament durch den Erfüllungscharakter, durch die neue Gabe Gottes in Christus. Darum mußte der alttestamentliche Glaube an eine Verheißung sich wandeln in den neutestamentlichen Glauben an ein Faktum, nachdem in Christus und in seiner Auferstehung alle Verheißungen eingelöst und alle Zusagen erfüllt sind. Aber sowenig dem alttestamentlichen Vertrauensglauben die inhaltliche Bestimmtheit fehlte, sowenig fehlt dem neutestamentlichen dogmatischen Glauben die vertrauensvolle Zuversicht, daß das, was Christus widerfuhr, auch uns widerfahren wird. Man darf darum nicht den Vertrauensglauben gegen den dogmatischen Glauben ausspielen. Es gibt viele Christen, die das Dogma ablehnen, die zwar von sich meinen, daß sie glauben, ohne aber genau sagen zu können, *was* sie glauben. Ihr Glaube erschöpft sich in einer allgemeinen und vagen Zuversicht auf Gott. Andere lehnen die Unterwerfung unter das Dogma als Preisgabe eigenen Denkens ab. Hier zeigt sich oft auch etwas von dem typisch menschlichen Bestreben, seine individuelle Weisheit zu behaupten und sich an ihr zu erbauen. Gehorsam einen fest formulierten Satz entgegennehmen zu sollen, erschien den weisheitsliebenden Griechen als Torheit und kommt auch vielen Modernen gedankenlos vor. „Wir aber“, sagt der Apostel, „verkünden Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden und Griechen, Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1, 23 f.). Mit dem Glauben an Christus ist für die Juden die Selbstgerechtigkeit ausgeschlossen, denn der Glaubende gründet sich auf die Kraft Christi. Mit dem Glauben ist aber auch für die Griechen der Selbstruhm ausgeschlossen, denn im Glauben an das Dogma verzichtet der Mensch auf die eigene Weisheit (H. Schlier). Der Glaube als Glaube an ein fremdes Werk, dem Leistungsstolzen ein Ärgernis, und der Glaube als Glaube an ein ein für allemal geschehenes und geltendes Faktum, dem Wissenstolzen eine Torheit, ist für beide, sofern sie auf ihn eingehen, die Überwindung der Selbstbegründung des menschlichen Lebens, das Ende des Sichgründens auf die eigene Leistung und die eigene Weisheit.

Als Zugang zu dem in Christus angebotenen Geschenk ist der Glaube selbst Gottes Geschenk. Als gehorsamer Akt der Hingabe ist der Glaube aber auch eine Ent-

scheidung des Menschen. So ist der Glaube beides zugleich: Gabe Gottes und Tat des Menschen, so daß der Glaubende bei seinem Glauben nicht auf seine eigene Kraft pochen, der Ungläubige bei seinem Unglauben sich nicht auf das Fehlen der Gnade berufen kann. Denn die, die im Glauben sich hingeben, werden durch die Gnade und nicht durch eigenes Verdienst dazu bewegt und die, die im Unglauben sich weigern, werden durch das Versagen ihres Herzens und nicht durch Gottes mangelnde Liebe gehindert. Daß dem Menschen wahre Hingabe so schwer fällt, zeigt das Leben in tausend Fällen. Hieran scheitern die Freundschaften, hieran scheitern die Ehen, und hieran scheitert das Verhältnis zu Gott. Nur wenige sind es, die nicht in kleinlicher Selbstbehauptung an sich selbst festhalten, sondern sich vorbehaltlos Gottes reichem Herzen anvertrauen. Viele sind es, die in armer Ängstlichkeit bei sich selbst verharren und die große Freiheit des Sichverschenkens nie erleben. Das ist das Elend des Menschen, daß er immer wieder seinem vermeintlichen Reichtum verfällt, statt, dem Überströmen der göttlichen Liebe sich erschließend, wirklich reich zu werden.

Das Selbstvertrauen des Menschen aber ist so tief, sein Drang, sich selbst zu begründen, so fundamental, daß selbst die Gläubigkeit für den Christen Quelle der Selbsterbauung werden, daß der Christ sich seiner Frömmigkeit rühmen, sich in seinem Christentum vor Gott zu sichern suchen kann. Nicht nur der Jude, sondern auch der Christ kann in seinen karitativen Werken sein letztes Fundament zu finden trachten. Er kann in seiner Ehrbarkeit und Korrektheit, seinem apostolischen Wirken, seiner Selbstaufopferung, in seinen häufigen Kommunionen und seiner Jungfräulichkeit sich seine Stellung vor Gott zu sichern suchen. Und wie der Grieche sich auf seine Weisheit gründet, so kann der Christ in seinen theologischen Erkenntnissen, seinen mystischen Erfahrungen, seinen hohen Offenbarungen seine letzte Sicherheit sehen. „Damit ich mich der hohen Offenbarungen nicht überhebe, ward mir ein Pfahl ins Fleisch gegeben (wahrscheinlich eine Krankheit), ein Satansengel, der mich mit Fäusten schlägt. Deshalb habe ich den Herrn dreimal angerufen, daß er von mir weichen möchte, und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade ist für dich genug. Meine Kraft kommt zur Vollendung in der Schwachheit. So will ich mich denn meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mir ruhe“ (2 Kor 11, 7 ff.). Das echte Fundament des Glaubenden ist die völlige Angewiesenheit auf Gott im Bewußtsein der eigenen Schwachheit. Das soll aber nicht bedeuten, daß die eigene Schwachheit nun zur verborgenen Selbsterbauung, daß Krankheit und Leiden zur letzten Sicherung werden dürfen. Es gibt manche Christen, die sich an ihren Leiden erbauen. Das Selbstvertrauen des Menschen ist so tief, daß sogar das Nichtrühmenswerte ihm Anlaß des Rühmens, daß die eigene Niedrigkeit ihm zur Selbstbegründung werden kann. Es gibt eine Koketterie mit dem eigenen Versagen, die in ihrer Selbstgenügsamkeit die Kraft Christi nicht will. Und es gibt ein Klagen über die eigene Schwäche, das im Grund ein Verlangen nach eigener Stärke, nach eigener Gerechtigkeit und nicht ein Genügen an der Gnade ist. Der Glaubende gibt aber nicht nur allen eigenen Reichtum fort, sondern auch alle eigene Armut. Er findet nichts in sich vor, worauf er sich gründet und woran er sich befestigt, sondern ist völlig leer für Gott, um so Gottes ganze Gabe, d. h. ihn selbst zu erfassen. Im Glauben lebt der Mensch nicht mehr aus seiner Leistung, seinem Wissen, seiner Frömmig-

keit, ja auch nicht aus seiner Schwachheit, sondern allein aus Christus, der seine Gerechtigkeit, seine Weisheit, seine Kraft und sein Reichtum geworden ist.

In solchem Glauben ist auch wieder die Möglichkeit echter Werke gegeben. Durch den Glauben sind die Werke wieder zu ihrem reinen und heiligen Sinn zurückgekehrt, Werke der Liebe aus Gottes Gnade zu sein, d. h. Werke, in denen der Mensch sich nicht auf sich selbst gründet und an sich selbst bindet, sondern Werke als Ausdruck einer in der Liebe Christi geborgenen und damit zur Liebe befreiten Existenz. Die Werke sind nicht das Fundament, wohl aber das Ziel des neuen Lebens. Der Glaubende existiert nicht *aus* guten Werken, sondern *zu* guten Werken (Eph 2, 9 f.), denn Christus ist der Ursprung unseres neuen Seins und das Lebensprinzip unseres Handelns.

Im Glauben ist aber nicht nur die Möglichkeit echter Werke, sondern auch die Möglichkeit echter Weisheit und echter Erkenntnis gegeben. Letztes Erkennen ist niemals dem Nichtglaubenden möglich, denn erst im Glauben entschwindet die Eigentümlichkeit des gefallen Menschen, daß er sich ständig in seiner Abneigung gegen Gott und seiner Zuneigung zu sich selbst die Sicht verstellt. Im Glauben geschieht die zentrale Erleuchtung des Lebens. Erst der Glaubende gewinnt wieder die Reinheit des Herzens und wird damit zur Schau Gottes befähigt (Mt 5, 8). Erst der Blick des Glaubenden löst sich wieder aus der Selbstbezogenheit und wird frei für die höchste Erkenntnis des letzten Grundes alles Seins, für die Erkenntnis dessen, was alle Erkenntnis übersteigt, wie der Apostel paradox sagt, für die Erkenntnis der Liebe Christi. In diesem Begreifen der unbegreiflichen Liebe Christi, das dann geschieht, wenn die höchste Erkenntnis noch überschritten wird, in diesem Eingehen in den innersten Grund unseres neuen Seins, erschließt sich dem Glaubenden die Fülle Gottes und damit die Erfüllung, über die hinaus es keine andere mehr gibt (Eph 3, 19).

Der Laie in der Kirche – Bindung und Freiheit*

Von Univ.-Prof. Dr. Franz X. Arnold, Tübingen

I.

Nicht ohne zögerndes Mißbehagen bin ich der Einladung gefolgt, über das Thema: „Der Laie in der Kirche — Bindung und Freiheit“ zu sprechen. Zuviel fast ist darüber gesprochen und geschrieben worden, seitdem der wie selten ein Theologe zeit-aufgeschlossene XI. Pius 1922 seinen Pontifikat eröffnet hat mit dem Ruf an die Laien zur „Teilnahme am Apostolat“, zuviel, als daß man nicht fürchten mußte, eines sterilen theologischen Geredes geziehen zu werden mit einem Vortrag über dieses Thema. Keine noch so ehrliche und nachhaltige Bekräftigung des Laienrechtes reicht zuweilen hin, um der Verdächtigung zu begegnen: „Man predigt den mün-

* Referat vor der Arbeitsgemeinschaft der Kirchlichen Presse, München, Oktober 1958.